

1. Theoretische Vorüberlegungen

Zur Rekonstruktion der Transformationen, die sich in den zwei untersuchten Familien auf der Ebene des „Bewusstseins“ vollziehen, werden schwergewichtig diejenigen Passagen in den Interviews analysiert, in denen sich die Interviewten zu aktuellen Krisenerscheinungen in Wirtschaft, Politik und Gesellschaft äußern. Die Analyse ist darauf ausgerichtet, den Stil und die kategoriale Ordnung des jeweiligen „zeitdiagnostischen“ Denkens präzise zu rekonstruieren. Parallel dazu wird jeweils zu klären versucht, worauf allfällige Transformationen des „Bewusstseins“ in der familialen Generationenfolge zurückzuführen sind. Die kulturellen Deutungssysteme, aus denen die einzelnen Familienmitglieder ihre Zeitdiagnosen herleiten, werden dabei als nicht bloß familienspezifische aufgefasst. Vielmehr wird – vorerst selbstverständlich hypothetisch – davon ausgegangen, dass in den Interviews Bewusstseinstransformationen dokumentiert sind, die exemplarisch für die Transformation großformatiger Systeme der Wirklichkeitsdeutung stehen.

Bei der Rekonstruktion der Transformationen, die sich auf der Ebene von Identitäten vollziehen, wird mit dem Konzept des „Habitus“ gearbeitet. Es werden in einer genetischen Perspektive bei jedem einzelnen Familienmitglied diejenigen Dispositionen rekonstruiert, die seinem Handeln, Denken und Befinden durchgängig ein spezifisches Gepräge verleihen – die also, wie Bourdieu das nennt, als eine „strukturierende Struktur“ wirksam sind. Auch auf dieser Analyseebene wird das Material nicht bloß auf Gemeinsamkeiten und Differenzen abgesucht. Vielmehr wird sichtbar gemacht, in welcher Weise die für jeden untersuchten Fall besonderen sozialisatorischen Bedingungen vor dem Hintergrund generations- und geschlechtsspezifischer Herausforderungen zur Konstitution einer je besonderen Habitusformation führten.

Anders als in herkömmlichen, meist quantitativ ausgerichteten Beiträgen zur soziologischen Transmissionsforschung, in deren Zentrum ein spezifisch zu erklärendes Phänomen steht – die „soziale Vererbung“ von Bildungsabschlüssen, Berufsstatus, Gewaltbereitschaft, Alkoholismus, wirtschaftlicher Selbständigkeit, Scheidungsverhalten, psychischer Erkrankung, usw. – werden in den hier vorgelegten Fallstudien Transmissionsverläufe nicht von einem ex ante festgelegten Ergebnis, sondern von vorab festliegenden Ausgangsbedingungen her ins Auge gefasst. Es wird gefragt,

welche Potentiale diese Ausgangsbedingungen bergen, welche dieser Potentiale von den einzelnen Fällen aufgegriffen wurden, und ob in ihren diesbezüglichen Entscheidungen – allenfalls auch generationenübergreifend – erkennbar ein spezifisches Muster der Selektivität zum Tragen kommt.

Eine Geschichte zu haben, ist bekanntlich nicht das Privileg derjenigen, die vor Gericht oder sonst wie im Lichte der öffentlichen Aufmerksamkeit stehen. So wurde denn darauf geachtet, für die Untersuchung möglichst unspektakuläre oder gar „unscheinbare“ Fälle auszuwählen. Es wurden Ausgangsbedingungen ins Blickfeld gerückt, von denen nicht unmittelbar zu erwarten war, dass aus ihnen ein in irgendeiner Weise außergewöhnlicher Mensch, ein außergewöhnliches Werk oder eine außergewöhnliche Tat hervorgehen würden.² Sicherlich trifft es zu, dass das „Außergewöhnliche“ oder „Deviante“ einen bisweilen schärfer darüber in Kenntnis zu setzen vermag, wodurch das „Normale“ und „Gewöhnliche“ sich auszeichnet – dies freilich nur deshalb, weil es einen zur Explikation dessen, was die Normalität hätte sein können und was im zu untersuchenden Fall „schief“ gelaufen ist, unmittelbar anhält. Es ist indes davon auszugehen, dass auch vermeintliche Normalität sich nicht ohne die dauerhafte Bewältigung von Krisen konstituiert.

Forschungsleitend ist in den beiden Fallstudien nicht eine deterministische, sondern eine Auffassung von Sozialisation, die Ulrich Oevermann wie folgt umreißt: „Fallstrukturen sind in dieser Auffassung nicht einfach Sedimente oder auf Internalisierungsprozesse zurückgehende ‚Niederschläge‘ sozialer Lebenswelten oder Handlungsmuster, an denen das sich bildende Subjekt sozialisatorisch teilhat, wie es eine deterministische bzw. soziologistische Sozialisationstheorie uns lange weismachen wollte. Sie sind auch nicht in einfacher Negation dazu Gebilde vorgängiger Konstitution ohne jede Durchdrungenheit von den sozialisatorisch prägenden Milieus. Vielmehr muss man sie sich denken als je eigenlogische, auf individuierende Bildungsprozesse zurückgehende Muster der Lebensführung und Erfahrungsverarbeitung, mehr noch: als je eigene, Anspruch auf Allgemeingültigkeit erhebende Lebens- und Weltentwürfe und Entscheidungszentren. Sie nehmen soziale Einflüsse in sich auf, aber sie werden nicht einfach durch sie programmiert; sie konstituieren sich in einer schon immer vorausgesetzten und gegebenen Sittlichkeit und Sozialität, aber sie eröffnen immer wieder von neuem mit ihrer eigenen Zukunft auch die Zukunft der sozialen Allgemeinheit und der Gesellschaft.“³

2 Wer sich lieber an das Außergewöhnliche hält, sei auf die von Allert (1998) vorgelegten Fallstudien verwiesen. Untersucht werden u.a. die Fälle von Max und Marianne Weber, der Familie Einstein, der Familie Kempowski sowie der Familie eines jugendlichen Autocrashers.

3 Oevermann (2000: 123).

Im Folgenden will ich etwas genauer erläutern, unter welchen soziologischen Perspektiven die Familie Gegenstand der beiden Fallstudien sein soll und wie sich meine Herangehensweise an die Institution Familie von derjenigen der Theoretiker der Individualisierung unterscheidet (1.1). Daran anschließend will ich zeigen, in welcher Weise ich das Konzept des „Habitus“ verwende (1.2) und auf welche spezifischen Formationen von „Bewusstsein“ sich meine Rekonstruktionsarbeit bezieht (1.3).

1.1 Zwei Perspektiven auf die Familie

Indem in den Fallstudien der Fokus sowohl auf die Genese von Habitusformationen als auch auf die Tradierung milieuspezifischer Bewusstseinsformen gerichtet wird, werden zwei komplementäre Sichtweisen auf die Institution Familie miteinander verbunden. Zum einen wird die Familie als das Milieu aufgefasst, innerhalb dessen sich basale Prozesse menschlicher Individuation vollziehen. Zum anderen wird davon ausgegangen, dass sich die Gesellschaft der Schweiz nach wie vor aus unterschiedlichen sozialmoralischen Milieus zusammensetzt, denen sich einzelne Familien mehr oder weniger eindeutig zuordnen lassen. In dieser Perspektive erscheint die Familie als Trägerin milieuspezifischer Werthaltungen, Sittlichkeitsideale und Orientierungsmuster, die in der Generationenfolge – einer bestimmbareren Logik folgend – tradiert werden und sich vor dem Hintergrund jeweils veränderter, generationenspezifischer Problemstellungen auch transformieren.⁴

Bekanntlich kommen Menschen nicht als Erwachsene zur Welt. Eigenständigkeit, Handlungsfähigkeit und Identität erlangen sie ausschließlich qua Einbindung in sozialisatorische Interaktionen. Typischerweise sind an diesen – nebst dem Kind – mindestens eine Mutter- sowie eine Vaterfigur beteiligt. Zu diesen Hauptakteuren gesellen sich von Beginn oder von einem späteren Zeitpunkt der individuellen Entwicklung an weitere Akteure hinzu: ältere oder jüngere Geschwister, gleichaltrige oder erwachsene Bezugspersonen. Man kann für die Gegenwart eine Auflösung traditioneller Familienverhältnisse diagnostizieren oder auch nicht. Tatsache bleibt, dass die primären und basalen Interaktionen, aus denen Menschen als erwachsene Individuen hervorgehen, sich innerhalb von Familien oder innerhalb familienäquivalenter Primärgruppen vollziehen, die die folgenden Strukturmerkmale aufweisen: Erstens interagieren die an sozialisatorischen Interaktionen beteiligten Personen als

⁴ Zur Unterscheidung dieser zwei Perspektiven auf die Familie siehe auch Hildenbrand (1999: 11f.).

„ganze Menschen“, also nicht bloß als Träger einer spezifischen Rolle. Die Rollenprofile innerhalb der Familie erscheinen folglich – im Sinne von Parsons⁵ – als „diffus“. Zweitens ruht das Gefühl wechselseitiger Verpflichtung auf einer emotionalen resp. „affektiven“ Grundlage auf, ist also nicht bloß das Ergebnis einer formal vertraglichen Übereinkunft. Hieraus folgt, dass die Beziehungen innerhalb der Familie zum einen durch Nicht-Substituierbarkeit der Personen und zum anderen durch strukturelle Unkündbarkeit gekennzeichnet sind.⁶

In einer an die Befunde der Psychoanalyse sowie des symbolischen Interaktionismus anschließenden Perspektive kann Individuation nur gelingen, wenn die konkrete Ausgestaltung der Beziehungs- und Interaktionsstrukturen im Dreieck Mutter-Vater-Kind einen tragfähigen Rahmen für die Bewältigung der an das Kind gestellten Entwicklungsaufgaben bietet.⁷ Die Entwicklung von Autonomie und Handlungsfähigkeit sowie einer stabilen und kohärenten Ich-Identität kommt in dieser Perspektive an erster Stelle der Bewältigung einer strukturell in das familiäre Beziehungsgefüge eingebauten Konfliktkonstellation gleich. Oevermann umreißt diese Konfliktkonstellation, die bei Freud „Ödipuskomplex“ heißt, in soziologischen Kategorien wie folgt: „Die Logik dieser Beziehungsstruktur [der Beziehungsstruktur diffuser Sozialbeziehungen; P. S.] konstituiert einen unteilbaren Anspruch auf den Beziehungspartner. Seine Doppelmitgliedschaft in einer weiteren Beziehung dieses Typs kann im Grunde nicht zugelassen werden. Genau dies liegt aber in der entwickelten Interaktionstriade Mutter-Vater-Kind vor. Jedes Mitglied dieser Triade gehört somit zwei konkurrierenden Beziehungen mit der Struktur der Nicht-Substituierbarkeit des Personals an, so dass das sozialisatorische Interaktionssystem als widersprüchliche Einheit dargestellt werden kann.“⁸ Die Erfahrung der Nichtexklusivität seiner Ansprüche auf affektive Zuwendung treibt – etwas plakativ formuliert – das Kind dazu an, sich auf dem Wege der Überwindung seiner ursprünglich symbiotischen Beziehung zur Mutter schrittweise zu einem autonom handlungsfähigen und mit sich identischen Subjekt zu entwickeln. Dies kann ihm freilich nur gelingen, wenn seine diesbezüglichen Bestrebungen durch die Eltern nicht korrumpiert oder gar unterbunden werden. Selbstverständlich ist mit der mehr oder minder geglückten Bewältigung dieser Konfliktkonstellation die individuelle Entwicklung noch lange nicht abgeschlossen. Für die Bewältigung der weiteren Entwicklungsaufgaben, wie sie etwa in Eriksons Pha-

5 Vgl. Parsons (1999).

6 Eine weiterführende Explikation dieser Strukturmerkmale findet sich bei Oevermann (1979) sowie bei Allert (1998).

7 Vgl. Erikson (1998) sowie - Eriksons Entwicklungsmodell zusammenfassend - Krappmann (1997).

8 Oevermann (1979: 162f.).

senmodell der Genese von Ich-Identität ausformuliert werden,⁹ erscheint sie indes als grundlegend.

Wenn in den beiden Fallstudien jeweils *auch* auf die Struktur der Beziehungen eingegangen wird, die der Fall als Kind zu seinen Eltern unterhielt, und wenn darüber hinaus Aussagen zur Beziehung der beiden Elternteile gemacht werden, geschieht dies deshalb, weil die hier – natürlich sehr verkürzt umrissenen – sozialpsychologischen Befunde eine unverzichtbare Grundlage für ein soziologisches Verstehen individueller Bildungsprozesse liefern.

In der zweiten Perspektive, die als eine wissenssoziologische aufgefasst werden kann, erscheint die Familie als ein Ort der Tradierung milieuspezifischer Sittlichkeitsvorstellungen sowie milieuspezifischer Muster der Lebensführung.¹⁰ Zumindest hypothetisch kann davon ausgegangen werden, dass die in konkreten Familien vorherrschenden Bewusstseinsformen nicht nur familienspezifisch, sondern gleichzeitig milieuspezifisch sind. Familien sind in dieser Perspektive also Repräsentanten mehr oder weniger scharf konturierter sozialmoralischer Milieus. Durch die Tradierung des für diese Milieus charakteristischen „Bewusstseins“ innerhalb einzelner Familien werden die zwischen gesellschaftlichen Milieus bestehenden Grenzen reproduziert.

Den Begriff des „sozialmoralischen Milieus“ verwende ich in dem von M. Rainer Lepsius skizzierten Sinne. Insbesondere seine Forschungen zum deutschen Bildungsbürgertum sowie die Auseinandersetzung mit Max Webers Konzept der „ständischen Vergesellschaftung“¹¹ ließen Lepsius zu dem Schluss gelangen, dass für die Konstitution gesellschaftlicher Milieus nicht ausschließlich die mit einer bestimmten Stellung im Produktionsprozess („Klassenlage“) verbundenen Interessen ausschlaggebend sind. „Die Vergesellschaftung von sozialstrukturell abgrenzbaren Bevölkerungsteilen gründet einerseits auf Interessen, andererseits auf Wertorientierungen, über die diese Interessen handlungsleitend werden. Spezifische Organisationen entstehen, die Interessen artikulieren und Wertorientierungen verbreiten, an denen sich Selbstbewusstsein und Handlungsorientierung ausrichten. Welche Interessen durch welche kognitiven Wert- und Ordnungsvorstellungen zu einer sozial organisierten Einheit formiert werden, ist das Ergebnis historisch komplexer Prozesse.“¹² Der Begriff des „sozialmoralischen Milieus“ zielt also nicht zuletzt auf die Überwindung des im Klassenkonzept angelegten Interessensreduktionismus: „Der Begriff des ‚sozialmoralischen Milieus‘ hat gegenüber dem Klassenbegriff den Vorteil eines

9 Vgl. Erikson (1998).

10 Einen Überblick über die Karriere des Milieu-Konzepts in den Sozialwissenschaften, in welchem insbesondere die sozialräumliche Bedeutungsdimension des Konzepts hervorgestrichen wird, gibt Matthiesen (1998).

11 Vgl. die entsprechenden Beiträge in Lepsius (1990) und Lepsius (1993).

12 Lepsius (1990b: 154).

explizit weiter gesteckten Bezugsrahmens. Ich verwende ihn hier als Bezeichnung für soziale Einheiten, die durch eine Koinzidenz mehrerer Strukturdimensionen wie Religion, regionale Tradition, wirtschaftliche Lage, kulturelle Orientierung, schichtspezifische Zusammensetzung der intermediären Gruppen gebildet werden. Das Milieu ist ein soziokulturelles Gebilde, das durch eine spezifische Zuordnung solcher Dimensionen auf einen bestimmten Bevölkerungsteil charakterisiert wird.¹³

Bezogen auf die Gegenwart lässt sich sicherlich nicht mehr davon ausgehen, dass sich sozialmoralische Milieus über Generationen hinweg in gewissermaßen reiner, d.h. undurchmischter Form reproduzieren. Gegen die nicht erst von den Theoretikern der Individualisierung gestellte Diagnose, die ehemals scharfen Konturen traditioneller Großgruppenmilieus hätten sich in den vergangenen Jahrzehnten mehr und mehr aufgeweicht, lässt sich im Grunde nichts einwenden. Wenn aus diesem Sachverhalt indes gefolgert wird, die soziale Herkunft übe auf individuelle Muster der Lebensführung und der Wirklichkeitsdeutung keinen Einfluss mehr aus, kommt dies einem Fehlschluss gleich. Weder lösen sich Milieus einfach in Luft auf, noch verändern sie sich aus dem Nichts heraus. Vielmehr stellt die Aufweichung scharf konturierter Milieugrenzen in erster Linie eine Folge von soziologisch nach wie vor rekonstruierbaren Prozessen wechselseitiger Durchmischung dar, die nicht zuletzt durch Familiengründungen über die jeweiligen Milieugrenzen hinaus zustande kommt.

Folglich sind heutige Familien hinsichtlich ihrer milieumäßigen Verankerung als Fusionsprodukte zu betrachten. Als Folge eines Zusammenschlusses von „Tradierstem“ kann sich in ihnen auf der Ebene von Wirklichkeitsauffassungen, Sittlichkeitsidealen, Werthaltungen und Lebensentwürfen *Neues* herausbilden, das sich nicht zuletzt in einer neuartigen Habitusformation oder einer neuartigen Denkweise bei der Kindergeneration äußern kann.¹⁴ Wenn sich in den beiden Fallstudien bei der Eltern- und der Kindergeneration vollkommen identische habituelle und kognitive Muster auffinden ließen, wäre dies folglich außerordentlich überraschend. Ebenso abwegig wäre es indes, von Anfang an davon auszugehen, dass zwischen ihnen kein bestimmbarer Zusammenhang mehr besteht. Denn die durch die Heirat der beiden Elternteile zustande gekommene Fusion zweier Milieus, die sich selbstverständlich innerhalb übergreifender historischer und sozialer Kontexte vollzieht, birgt sowohl bestimmbare Potentiale als auch bestimmbare Restriktionen für die Lancierung einer neuartigen Lebenspraxis. Die Lebenspraxis der Kindergeneration schließt folglich immer an die Lebenspraxis der Elterngeneration an, auch wenn sie sich von ihren Ausgangsbedingungen her – und allenfalls strukturiert durch ein identisches Muster der Selektivität

13 Lepsius (1993a: 38).

14 Zu einer allgemeinen Konzeptionalisierung des Problems der Entstehung des Neuen siehe Oevermann (1991).

– in eine offene Zukunft hinein entwickelt, und folglich einen Verlauf nehmen kann, der nicht vollständig vorhersehbar ist.

Das sich bei der Kindergeneration manifestierende Neue darf also nicht vor-schnell als voraussetzungslos oder unmotiviert aufgefasst werden – indes auch nicht als eine bloße Neuauflage des Alten. Oevermann formuliert dies wie folgt: „Jeder Mensch wird in eine vorgegebene historisch-gesellschaftliche, klassen- oder standes-spezifische, lokal-regionale, familiale, kulturgeographische und genetisch-hereditäre Konstellation hineingeboren. Sie bestimmt sein künftiges Leben, und insofern hat seine Biographie schon immer vor seiner Geburt begonnen. Aber damit ist nur ein Rahmen von Begünstigungen und von Einschränkungen, von Möglichkeiten also, festgelegt, nicht eine vollständige Determination der Lebensgeschichte. Ihm steht das strukturelle Potential einer individuellen Autonomie gegenüber. Dessen Entfaltung ist der Rahmen vorgegeben, aber dieser lässt sich in der Entfaltung verändern. So bildet sich die individuelle Lebensgesetzlichkeit, die – in sich eigenständig – ihrer-seits je nach ihrer Wirkung den Rahmen der biographischen Ausgangskonstellation zukünftiger Lebensgeschichten formt und verändert. – Diese Verschränkung von Determination und individueller Autonomie gilt grundsätzlich für jede Lebensge-schichte, für ‚große Menschen‘ (...) wie für den einfachen ‚Mann auf der Strasse‘. (...) Freilich, *wie* die Möglichkeiten realisiert werden, das ist von den Ausgangsbe-dingungen selbst schon wesentlich beeinflusst. Ausgangsbedingungen und individu-elle Ausgestaltung lassen sich nicht unvermittelt gegenüberstellen, sie beeinflussen sich wechselseitig in einem Verlauf der Lebensgeschichte, der wie eine Struktur-transformation angesehen werden sollte.“¹⁵

An dieser Stelle will ich exkursorisch erläutern, weshalb das Individualisierungstheorem – bereits in einer rein theoretischen Betrachtung – keinen angemessenen Rahmen für eine gegenstandsadäquate Auseinandersetzung mit aktuellen Wand-lungstendenzen der Familie abgeben kann. Was seiner Ansicht nach die gesellschaft-liche Entwicklung seit den sechziger und siebziger Jahren im wesentlichen kenn-zeichnet, umreißt Beck in der *Risikogesellschaft* wie folgt: „An die Stelle traditiona-ler Bindungen und Sozialformen (soziale Klasse, Kleinfamilie) treten sekundäre Instanzen und Institutionen, die den Lebenslauf des einzelnen prägen und ihn gegen-läufig zu der individuellen Verfügung, die sich als Bewusstseinsform durchsetzt, zum Spielball von Moden, Verhältnissen, Konjunkturen und Märkten machen.“¹⁶ Was an dieser Aussage zuerst einmal aufhorchen lässt, ist der Umstand, dass Beck die Fami-lie als eine „traditionale“ Sozialform bezeichnet. Er scheint dabei auf ein Modell von „Modernisierung“ Zugriff zu nehmen, gemäß welchem alle Sozialformen, für die – in

15 Oevermann (1990: 19f.).

16 Beck (1986: 211).

der Terminologie von Parsons – diffuse Rollenmuster, eine affektive Basis wechselseitiger Zuwendung, die Ausrichtung des Handelns am Gemeinwohl, Anerkennung qua Zuschreibung sowie die Bezugnahme auf partikularistische Entscheidungsregeln im Laufe des Modernisierungsprozesses vollständig durch Sozialformen abgelöst werden, für die spezifische Rollenmuster, eine affektiv-neutrale Basis wechselseitiger Zuwendung, die Ausrichtung des Handelns am Eigennutz, Anerkennung qua Leistung sowie der Zugriff auf universalistische Entscheidungsregeln kennzeichnend sind. Gerade am Beispiel der Familie lässt sich freilich relativ leicht zeigen, dass ein solche Auffassung von Modernisierung und „moderner“ Sozialformen vollkommen widersinnig ist. Beck übersieht, dass auch moderne Gesellschaften zwingend auf einem Fundament von „Vergemeinschaftung“¹⁷ – also auf Sozialformen des ersten Typs – aufruhen, und dass diese Vergemeinschaftungsfundamente nichts mit „Traditionalität“ zu tun haben.¹⁸ Weder die Beziehung zwischen den beiden Elternteilen noch die Eltern-Kind-Beziehung, die ja beide konstitutiv für die Reproduktion auch „moderner“ Gesellschaften sind, lassen sich technokratisch initiieren und betriebsmäßig organisieren, ohne dass dies nicht bereits *vor* ihrem Zustandekommen ihr Ende bedeuten würde. Wenn Beck also argumentiert, das von der angeblich „traditionalen“ Sozialform Familie vormals Geleistete werde seit den sechziger und siebziger Jahren nunmehr von „sekundären Instanzen“ – konkret durch „Moden“, durch „Verhältnisse“ (was immer das sein mag), durch „Konjunkturen“ und durch „Märkte“ – geregelt, verweist dies auf ein basales Nicht-Verstehen der Sozialform Familie und der sich in ihr vollziehenden Interaktionen.

17 Bei Habermas (1981) heißt dieses Fundament der Vergemeinschaftung „Lebenswelt“. Eine pointierte Darstellung des Verhältnisses von Vergemeinschaftung und Vergesellschaftung in modernen Gesellschaften findet sich in Oevermann (1998).

18 Dass sich „Gemeinschaft“ und „Gesellschaft“ nicht dichotomisch gegenüberstellen lassen, resp. Gemeinschaft nicht mit „Traditionalismus“ gleichgesetzt werden kann, war im übrigen Parsons (1999: 414) bei der Konzipierung der „pattern variables“ bereits vollkommen klar. „Auf theoretischer Ebene begann ich in einer frühen Phase der Untersuchung damit zu experimentieren, die Tönniessche Dichotomie in unabhängige Komponenten zu zerlegen. Vor allem schien es, als könne das Problem des Eigeninteresses nicht richtig mit dem Problem in Einklang gebracht werden, mit dem es häufig verknüpft worden war, nämlich mit der ‚Rationalität‘ der Orientierung im Gegensatz zum ‚Traditionalismus‘ – in der Bedeutung, die Weber diesem Begriff gab – oder verschiedenen anderen Formen ‚emotionaler‘ Einstellungen. Der entscheidende Punkt war hier, dass die freien Berufe offensichtlich nicht im eigentlichen Sinne ‚eigennützig‘ waren, andererseits aber das wichtigste Medium für die Anwendung der Wissenschaft auf praktische Angelegenheiten darstellten.“ Zu Parsons’ Professionssoziologie, welche das dichotome Denken konsequent durchbricht, siehe auch Parsons (1958). Zu einer allgemeinen Kritik eines eindimensionalen Modernisierungsdenkens siehe die sehr schöne Einführung von van der Loo und van Reijen (1992).

Dieses Nicht-Verstehen wirkt sich nun direkt auf die Art und Weise aus, wie im Rahmen des Individualisierungstheorems über die Familie debattiert wird. Ohne dass von einem idealtypischen Modell diffuser Sozialbeziehungen ausgegangen würde, das als Maßstab zur Diagnose allenfalls pathologischer Entwicklungen herhalten könnte, erscheint die Familie unmittelbar als ein mittels instrumenteller Vernunft konstituiertes Zweckbündnis, in welchem dem jeweiligen Beziehungspartner sowie dem Kind ein spezifischer Nutzen zugewiesen wird: „Das Kind gewinnt mit dem Brüchigwerden der Beziehungen zwischen den Geschlechtern Monopolcharakter auf lebbar Zweisamkeit, auf ein Ausleben der Gefühle im kreatürlichen Hin und Her, das sonst immer seltener und fragwürdiger wird. In ihm wird eine anachronistische Sozialerfahrung kultiviert und zelebriert, die mit dem Individualisierungsprozess gerade unwahrscheinlich und herbeigesehnt wird. Die Verzärtelung der Kinder, die ‚Inszenierung der Kindheit‘, die man ihnen angedeihen lässt – den übergeliebten, armen Wesen –, und das böse Ringen um die Kinder in und nach der Scheidung sind einige Anzeichen dafür. Das Kind wird zur letzten Gemeinsamkeit, die die Menschen gegen die ihnen entgleitenden Liebesmöglichkeiten errichten können.“¹⁹ Wollte man das Phänomen der ‚Verzärtelung‘ sowie dessen Folgen für die individuelle Entwicklung tatsächlich verstehen, wäre von einem idealtypischen Modell der Familie resp. diffuser Sozialbeziehungen auszugehen, in welchem nicht von Beginn an Liebe und affektive Zuwendung als „anachronistische Sozialerfahrungen“ hingestellt werden. Beck definiert die zeitgenössische Familie als ein „widerspruchsvolles Zweckbündnis zum geregelten Emotionalitätsaustausch auf Widerruf“.²⁰ Bei einer so gefassten Vergemeinschaftungsform handelt es sich, konstitutionslogisch betrachtet, strukturell um ein Ding der Unmöglichkeit. Denn die wesentliche Voraussetzung für das Zustandekommen diffuser Sozialbeziehungen besteht ja gerade darin, dass sie von den Beziehungspartnern zum einen als prinzipiell zweckfrei und zum anderen als prinzipiell unkündbar konzipiert werden.²¹ Jede diesbezügliche Einschränkung von Seiten eines Partners bedeutet von Beginn an ihr Scheitern. Folglich lässt sich denn auch – in dieser idealtypischen Betrachtung – zu keinem späteren Zeitpunkt ein aus der Beziehung hervorgegangenes Kind zu irgendwelchen Zwecken missbrauchen oder instrumentalisieren, weil eine Beziehung, aus der überhaupt erst ein Kind hätte hervorgehen können, schon gar nicht erst zustande gekommen ist. Das wesentliche Defizit der im Rahmen der Individualisierungsthese entworfenen „Familiensoziologie“ besteht also darin, dass ihr kein gegenstandsadäquates Verständnis der idealtypischen Struktur diffuser Sozialbeziehungen zugrunde liegt. Weil die Familie von

19 Beck (1986: 193).

20 Beck (1986: 118).

21 Vgl. Oevermann (1979).

Beginn an als ein reines Zweckbündnis aufgefasst wird, ist Sozialisation nicht anders mehr denkbar, denn als ein instrumenteller Akt der Konditionierung: Von Spielbällen der Eltern – so Beck sinngemäß – sind Kinder zu Spielbällen von „Moden, Verhältnissen, Konjunkturen und Märkten“ geworden.

Geht man davon aus, dass nicht mehr Menschen, sondern „Moden, Verhältnisse, Konjunkturen und Märkte“ die Akteure so verstandener „Sozialisation“ sind, erscheint es als durchaus folgerichtig, die Genese und Festigung von Ich-Identität – sei diese nun erfolgreich verlaufen oder auch nicht – als weitgehend unbeeinflusst durch frühkindliche Erfahrungen hinzustellen. So gelangt Beck denn zu dem folgenden, durchaus kritisch gemeinten Schluss: „Die Psychologie (und Psychotherapie), die das Leiden, das ihr nun massenhaft zugetrieben wird, auf die Individualgeschichte der frühkindlichen Sozialisation zurückführt, wird kurzschlüssig. Wo den Menschen die Konflikte aus den Lebensformen, die ihnen vorgegeben sind, entgegenspringen, wo ihr Zusammenleben vorbildlos wird, kann ihr Leiden nicht mehr nur auf Versäumnisse und Weichenstellungen in ihrer individuellen Entwicklungsgeschichte zurückgeführt werden.“²²

Entgegen dieser Auffassung dokumentieren die hier vorgelegten Fallstudien – ich will diesen sehr allgemeinen Befund an dieser Stelle bereits vorwegnehmen –, dass die Bewältigung der zweifellos großen Herausforderungen, vor die das zeitgenössische Individuum gestellt ist, ihm überhaupt nur dann in autonomiestiftender Weise gelingen kann, wenn sich in ihm im Verlaufe seiner Sozialisation – und dies auch während ihrer frühkindlichen Phase – eine kohärente und stabile Ich-Identität herausbilden konnte. Des weiteren dokumentieren die Fallstudien, dass die spezifische Art und Weise, wie zeitgenössische Individuen an die an sie gestellten Problemstellungen herangehen, durch habituelle Grunddispositionen bestimmt wird, die sich ihrerseits primär innerhalb des diffusen Beziehungsgefüges der Familie herausbildeten. In den Fallstudien zeigt sich auch, dass es sich bei Bildungsprozessen des Subjekts nicht einfach um Prozesse der sich an irgendwelchen Vorbildern orientierenden – resp. durch diese erzwungenen – Übernahme von Verhaltensmustern handelt. Sozialisation ist vielmehr als ein Prozess aufzufassen, in welchem von allem Anfang an interaktiv die Bewältigung von sich aus der Interaktion mit anderen unausweichlich ergebenden Krisen erprobt wird.

22 Beck (1986: 194).

1.2 Habitusformationen

In neueren soziologischen, philosophischen und sozialpsychologischen Debatten wird die Identität des zeitgenössischen Menschen bisweilen als etwas Patchworkartiges, Fragmentiertes und weitgehend Inkohärentes hingestellt. Grundlegend scheint dabei die Vorstellung zu sein, dass sich in den lebenspraktischen Äußerungen des zeitgenössischen Menschen keine struktur- und identitätsstiftenden Dispositionen mehr ausmachen lassen. Dieser erscheint vielmehr als „dezentriert“.²³ Ein Verstehen der vorgebrachten Argumente wird nun freilich dadurch erschwert, dass in diesen Debatten oftmals gleichzeitig auf sehr unterschiedliche Konzeptionen von „Identität“ Bezug genommen wird. So kann mit „Identität“ etwa der „identische, zweckgerichtete, männliche Charakter“ mit der für ihn charakteristischen Neigung zur Unterwerfung der inneren und äußeren Natur gemeint sein.²⁴ In dieser modernitätskritischen Perspektive bedeutet die für die Gegenwart diagnostizierte – oder geforderte – Auflösung von Identität die Überwindung der die Moderne kennzeichnenden normativen Identitätszwänge. Die mit dieser Diagnose verbundene Kritik tendiert – entgegen ihrer ursprünglichen Intention – bisweilen ins Esoterische: „Identität‘ ist eine Zumutung, unerreichbar, nicht wünschenswert, meine ich. Jedes Ich soll nur eines sein, eindeutig? (...) Es soll über die Widersprüche von wissenschaftlich reduzierter Rationalität und leidenschaftlich-sinnlichen Erfahrungen, von strikt antimetaphysischem Denken und spirituellen Erfahrungen hinweg ein einheitliches Dach von Identität bauen?“, fragt etwa Helga Bilden und meint dann: „Identität, diese ordentliche Ordnung, ist nur durch Hierarchisierung herzustellen. Das heißt, Herrschaft – die wir in der Gesellschaft kritisieren und minimieren wollen – im eigenen Innern zu errichten und aufrechtzuerhalten. Es ist demokratischer und für mich attraktiver zu sagen: Ich bin Viele. Ich will nicht eindeutig und eindimensional sein.“²⁵ In einer anderen, an die Sozialpsychologie Eriksons anschließenden Perspektive kann Identität als die „Fähigkeit des Ichs“ aufgefasst werden, „angesichts des wechselnden Schicksals Gleichheit und Kontinuität aufrechtzuerhalten“.²⁶ Eine von dieser Identitätskonzeption

23 Vgl. die entsprechenden Beiträge etwa in Keupp/Höfer (1997), Willems/Hahn (1999), Hettlage/Vogt (2000), Barkhaus et. al. (1996) und Beck/Beck-Gernsheim (1994). Einen systematischen Überblick über den Diskussionsstand geben Ferchhoff/Neubauer (1997).

24 Horkheimer/Adorno (1969: 40): „Furchtbares hat die Menschheit sich antun müssen, bis das Selbst, der identische, zweckgerichtete, männliche Charakter des Menschen geschaffen war und etwas davon wird noch in jeder Kindheit wiederholt. Die Anstrengung, das Ich zusammenzuhalten, haftet dem Ich auf allen Stufen an, und stets war die Lockung, es zu verlieren, mit der blinden Entschlossenheit zu seiner Erhaltung gepaart.“

25 Bilden (1997: 229).

26 Erikson (1964: 87).

on ausgehende Auflösungsdiagnose dreht sich um die von Lothar Krappmann wie folgt formulierte Frage: „Können wir noch wertvolle Einsichten gewinnen, wenn wir heute angesichts der offensichtlich so fundamental veränderten Bedingungen des Aufwachsens in Kindheit und Jugend auf Erik Homburger Eriksons Vorstellung von Identität zurückgreifen, die er Mitte des Jahrhunderts entwickelt hat? Erikson spricht davon, dass Jugendliche in diesem Prozess der Identitätsbildung vorangegangene Identifikationen aufarbeiten, sich für Rollen und Laufbahnen entscheiden und Vertrauen gewinnen sollen, um Einheit und Kontinuität ihrer Identität über ein Leben hinweg aufrechterhalten zu können. Mutet diese Beschreibung nicht wahrhaft nostalgisch an? Haben die ‚postmodernen‘ Lebensverhältnisse die Bemühungen um Identität nicht längst als aussichtslos, sogar als dysfunktional erwiesen?“²⁷ Während Krappmanns Konzept der „balancierenden Identität“ noch direkt an die Befunde Eriksons sowie des symbolischen Interaktionismus Georg Herbert Meads anschließt, wird von Autoren, die mit Konzepten wie „Recherche-Ich“, „Zufalls-Ich“, „Identität als Collage“ oder „Patchwork-Identität“ operieren, grundsätzlich bezweifelt, dass Individuen unter den gegenwärtigen Bedingungen eine kohärente und dauerhafte Ich-Identität überhaupt noch herausbilden.²⁸ Eine dritte, wiederum anders kontextuierte Auflösungs- oder Diffusionsdiagnose stützt sich auf das Konzept der „sozialen Identität“ ab.²⁹ Sie läuft auf die sehr einleuchtende Feststellung hinaus, dass es im Zuge gesellschaftlicher Differenzierungsprozesse für den einzelnen immer schwieriger wird, sich ein individuelles Selbstverständnis beispielsweise über die Zugehörigkeit zu einer bestimmten Nation oder einer bestimmten Milieu-, Berufs- oder Konfessionsgruppe aufzubauen – teils, weil diese vormals hegemonialen Stiftungsagenturen von „sozialer Identität“ verschwinden, teils, weil sie sich vervielfacht haben.

Die Ausführungen von Individualisierungstheoretikern zum Existenzmodus des zeitgenössischen Menschen scheinen demgegenüber weniger einer einigermaßen durchdachten Konzeption von „Identität“ als vielmehr einem Analogieschluss aufzuruhen. Aus der – aus sozialstrukturanalytischen Befunden hergeleiteten – Diagnose eines Zerfalls sozialmoralischer Milieus, der Entstehung „individualisierter Existenzlagen“ und der Dekonventionalisierung institutioneller Praktiken wird kurzerhand gefolgert, dass wir es mittlerweile auch mit dekonventionalisierten und flexiblen „Identitäten“ zu tun hätten. „Der moderne Mensch lebt typischerweise nicht – zumindest nicht nur – in einer (massenkulturell nivellierten) Welt, sondern in einer

27 Krappmann (1997: 66).

28 Zum Konzept der „Patchwork-Identität“ resp. einer „reflexiven Sozialpsychologie“, die in der Individualisierungsdebatte offenbar nicht abseits stehen will, siehe Keupp et al. (1999). Zur Diskussion all dieser Konzepte siehe Krappmann (1997).

29 Vgl. Wagner (1998).

Vielzahl teilzeitlicher Sinnwelten, innerhalb deren er mit jeweils verschiedenen anderen durchaus verschiedene ‚Zwecke‘ verfolgt.³⁰ Und folglich handle es sich bei ihm – etwa in den Begrifflichkeiten von Ronald Hitzler – um einen „Sinnbastler“, der eine „Bastelexistenz“ führe. Weil die mit „traditionalen“ Milieus verbundenen Deutungs- und Handlungsvorgaben ihre Verbindlichkeit mittlerweile eingebüsst hätten, fehlten diesem soziale und mentale Dauerorientierungen; situativ, spielerisch und ausgestattet mit einer starken Neigung zur Selbststilisierung switchte er zwischen – jederzeit wieder abwählbaren – Beziehungsmustern, Sinnangeboten und Gruppenorientierungen beliebig hin und her.³¹ „Er sucht Anschluss, nimmt Kontakt auf, geht Beziehungen ein, tritt bei, schließt sich mit anderen, mit ‚Gesinnungsfreunden‘ wieder zu (Teilzeit-) Gemeinschaften aller möglicher Art zusammen und wird (nicht nur freiwillig, sondern manchmal auch unfreiwillig) wieder (irgendwo) Mitglied: In einem Arbeitslosen-Selbsthilfe-Sportverein, in einem Sado-Maso-Netzwerk, in einem Senioren-Bodybuilding-Studio, in einem gewalttätigen Fussball-Fanclub, in einem Mountain-Bike-Club, in einer Behinderten-Initiative, in einem Selbstverteidigungs-Komitee, in einer Naturkost-Genossenschaft, um hier nur ein paar triviale Beispiele zu nennen.“³² Als identische Subjekte einer spezifischen Lebensführung sind Individuen im Rahmen des Individualisierungstheorems nicht mehr identifiziert. Sie erscheinen stattdessen als Träger unterschiedlichster Life-Style-Accessoires.³³ Unterstellt wird, dass soziale „Entstrukturierungen“ ein mit sich identisches Subjekt, das unterschiedliche Situationen und Problemstellungen auf *seine* Weise bewältigt, das unterschiedliche Wirklichkeiten mit den *ihm* zur Verfügung stehenden Mitteln deutet und das im Krisenfall sein „eigenes Leben“ auf *seine* Weise neu ausrichtet (und hierbei möglicherweise immer wieder an die gleichen Grenzen stößt), zum Verschwinden gebracht hätten.

Um diese Auffassung einer Prüfung zu unterziehen, wird in den hier vorgelegten Fallstudien auf das Konzept des „Habitus“ Bezug genommen. Gemäß diesem Konzept ist von der individuellen Habitusformation abhängig, was von einzelnen Subjekten überhaupt wahrgenommen, gedacht und getan werden kann. Sie stimmt die einzelnen Lebensäußerungen aufeinander ab und stellt die individuelle Lebenspraxis unter ein spezifisches Muster der Selektivität. Habitusformationen sind, so Bourdieu, „Erzeugungsgrundlagen von Praktiken und Vorstellungen“.³⁴ Auf ein mit demjenigen von Bourdieu weitgehend identisches Habitus-Konzept stützt sich auch die objektive

30 Hitzler (1999: 241).

31 Vgl. Hitzler (1994) und Hitzler/Honer (1994).

32 Hitzler (1999: 236).

33 Zu einer Kritik des „Lebensstil“-Konzeptes siehe Oevermann (2001: 49ff.).

34 Bourdieu (1993: 98).

Hermeneutik, wenn es ihr darum geht, personenbezogene „Fallstrukturen“ zu rekonstruieren. So schreibt Oevermann: „Ähnlich wie Bourdieu fasse ich unter dem Begriff der Habitusformation jene tiefliegenden, als Automatismus außerhalb der bewussten Kontrollierbarkeit operierenden und ablaufenden Handlungsprogrammierungen zusammen, die wie eine Charakterformation das Verhalten und Handeln von Individuen kennzeichnen und bestimmen.“³⁵ In den beiden Fallstudien wird untersucht, ob und in welcher Weise den Praktiken und Vorstellungen der Fälle tatsächlich noch so etwas wie eine „strukturierende Struktur“ zugrunde liegt. Beim Versuch der Freilegung dieser Struktur gehe ich indes – anders als Bourdieu in *Die feinen Unterschiede* – fallrekonstruktiv vor. Ein nicht ganz unerhebliches Defizit von Bourdieus eigenen Bestrebungen, Habitusformationen empirisch fassbar zu machen, besteht darin, dass mittels der von ihm gewählten statistischen Verfahren nicht diese selbst, sondern ausschließlich die durch sie generierten kognitiven, ästhetischen und moralischen Urteilsformen sowie die aus ihnen resultierenden „Lebensstile“ erfasst werden können. Demgegenüber zielt die fallrekonstruktive Vorgehensweise darauf ab, zum Habitus selbst vorzudringen – in der Sprache der objektiven Hermeneutik: die „Fallstruktur“ als „das Ensemble [der] Faktoren, das in einer bestimmten Valenz die Entscheidungen einer konkreten Lebenspraxis auf wiedererkennbare, prägnante Weise systematisch strukturiert“, zu bestimmen.³⁶

Mit Oevermann ist davon auszugehen, dass diese „Fallstruktur“ bzw. die im jeweiligen Fall vorliegende Habitusformation „ihrerseits das Resultat eines Bildungsprozesses ist, der seinerseits einer bestimmten, rekonstruierbaren, faktisch nach vorne offenen Transformationsgesetzlichkeit folgt“.³⁷ So ist es denn das Ziel, nicht nur die Struktur, sondern gleichzeitig die Genese der jeweils fallspezifischen Habitusformation zu rekonstruieren. Wie bereits dargelegt, richte ich hierbei den Hauptfokus auf die sozialisatorischen Konstellationen, aus denen der Fall im Verlaufe seiner Bildungsgeschichte als ein erwachsenes Individuum hervorgegangen ist.

Folgt man Bourdieu, sind individuelle Habitusformationen in erster Linie als eine Funktion der Zugehörigkeit zu einer bestimmten gesellschaftlichen „Klasse“ aufzufassen: „Um das Verhältnis zwischen dem Klassenhabitus und dem individuellen Habitus (...) zu definieren, könnte man den Klassen- (oder Gruppen-) habitus, d.h. den individuellen Habitus insofern, als er Ausdruck und Widerspiegelung der Klasse (oder Gruppe) ist, als subjektives, aber nicht individuelles System verinnerlichter Strukturen, gemeinsamer Wahrnehmungs-, Denk- und Handlungsschemata betrach-

35 Oevermann (2001: 45).

36 Oevermann (2000: 65). Vgl. zur methodischen Verfahrensweise der objektiven Hermeneutik Kapitel 2.1.

37 Oevermann (1993:182f.).

ten, welche Vorbedingung für jede Objektivierung und Wahrnehmung sind.“³⁸ Auch wenn man mit Bourdieu grundsätzlich darin einig gehen kann, dass die Herausbildung individueller Habitusformationen in einem unmittelbaren Zusammenhang mit den Bedingungen der sozialen Herkunft steht, bleibt in seinen Ausführungen doch reichlich unklar, wie man sich die Prozesse der „Verinnerlichung“ besagter Wahrnehmungs-, Denk- und Handlungsschemata im Einzelnen vorzustellen hat. Bourdieus Theorie mangelt es indes nicht nur an einer elaborierten sozialisationstheoretischen Fundierung. Es bleibt in ihr auch weitgehend unbestimmt, in welcher Weise sich in den von ihm beschriebenen Reproduktionsverläufen bisweilen auch Neues formiert. Als etwas zu vage erscheint da der Hinweis, die „unendliche Zahl der individuellen Unterschiede“ im Habitus gründe auf Unterschieden in den individuellen Lebensläufen: „Die Grundlage der Unterschiede zwischen den individuellen Habitusformen liegt in der Besonderheit der sozialen Lebensläufe, denen Reihen von chronologisch geordneten Determiniertheiten entsprechen, die jedoch nicht aufeinander zurückgeführt werden können. Der Habitus, der mit den Erfahrungen jederzeit neue Erfahrungen strukturieren kann, die diese alten Strukturen in den Grenzen ihres Selektionsvermögens beeinflussen, sorgt für eine einheitliche, von den Ersterfahrungen dominierte Aufnahme von Erfahrungen, die Mitglieder derselben Klasse statistisch miteinander gemein haben.“³⁹ Bourdieu hat wahrscheinlich recht, wenn er den an bestimmte Milieus oder Klassen gebundenen „Ersterfahrungen“ eine dominierende Rolle bei der Herausbildung und Festigung individueller Habitusformationen zuspricht. In einem eigentlichen Sinne „verstehen“ lassen sich Prozesse der Herausbildung individueller Habitusformationen indes nur, wenn sie anhand eines konkreten Fallmaterials exemplarisch rekonstruiert werden. So stellen die hier vorgelegten Fallstudien denn auch den Versuch einer fallrekonstruktiven Plausibilisierung des Habituskonzepts dar – und dies nicht nur mit Blick auf die Genese von individuellen Habitusformationen, sondern auch mit Blick auf deren Wirkungsweise: „Da er [der Habitus] ein erworbenes System von Erzeugungsschemata ist, können mit dem Habitus alle Gedanken, Wahrnehmungen und Handlungen, und nur diese, frei hervorgebracht werden, die innerhalb der Grenzen der besonderen Bedingungen seiner eigenen Hervorbringung liegen. Über den Habitus regiert die Struktur, die ihn erzeugt hat, die Praxis, und zwar nicht in den Gleisen eines mechanistischen Determinismus, sondern über die Einschränkungen und Grenzen, die seinen Erfindungen von vornherein gesetzt sind. Als unendliche, aber dennoch strikt begrenzte Fähigkeit zur Erzeugung ist der Habitus nur so lange schwer zu denken, wie man den üblichen Alternativen von Determiniertheit und Freiheit, Konditioniertheit und Kreativität,

38 Bourdieu (1993: 112).

39 Bourdieu (1993: 113).

Bewusstem und Unbewusstem oder Individuum und Gesellschaft verhaftet bleibt, die er ja eben überwinden will.“⁴⁰ In den Fallstudien soll insbesondere untersucht werden, ob und in welcher Weise die rekonstruierten Habitusformationen zu je besonderen Formen der „alltagsweltlichen Zeitdiagnostik“ disponieren.

1.3 „Bewusstsein“

Neben der Rekonstruktion von Habitusformationen geht es in den beiden Fallstudien wesentlich um die Rekonstruktion der inhaltlichen und formalen Gestaltungsprinzipien alltagsweltlicher Zeitdiagnostik sowie von deren Transformation in der familialen Generationenfolge. Es wird untersucht, in welchen Kategorien sich die Fälle über die ihnen als relevant erscheinenden Umbrüche in der Gegenwartsgesellschaft äußern. Hierbei wird davon ausgegangen, dass das zeitdiagnostische Denken auch von theoretisch wenig affizierten Menschen paradigmatisch gerahmt und sinnlogisch geordnet ist – ähnlich wie wissenschaftliche Theorie. Den einzelnen Reflexionen sind sowohl in inhaltlicher als auch in formaler Hinsicht Strukturierungsprinzipien inhärent, die darüber entscheiden, welche weiteren Reflexionen an sie anschließbar sind und welche nicht.

Die konkreten Inhalte der Zeitdiagnostik sind natürlich in hohem Masse davon abhängig, von welchen basalen Vorstellungen gesellschaftlicher Ordnung der jeweilige Fall in seinem Denken ausgeht. Hierzu Lepsius: „Das soziale System, das durch diese Ordnungsvorstellung konstituiert wird, lässt sich als das Insgesamt institutionalisierter Sanktionsmächte bestimmen, die für bestimmte Personen erfahrbar sind und die von diesen als in einem gegenseitigen Zusammenhang befindlich und bestimmten Zwecken dienend vorgestellt werden. Das derart konstituierte System stellt den formalen Bezugsrahmen für die Ausbildung von Schichtvorstellungen dar. Es kann materiell sehr unterschiedlichen Charakter haben. Für eine sozial isolierte Agrarbevölkerung mit einer Subsistenzwirtschaft und zusätzlich womöglich ethnischen Barrieren zu umliegenden sozialen Systemen kann die gedachte Ordnung der ‚Gesamtgesellschaft‘ im Grenzfall auf den Geltungsbereich der Dorfgemeinschaft schrumpfen.“⁴¹ Eine vorzügliche Inspirationsquelle bei der Rekonstruktion derartiger Ordnungsvorstellungen stellt nach wie vor die industriesoziologische Studie zum *Gesellschaftsbild des Arbeiters* aus dem Jahre 1957 dar. Erst ein „Gesellschaftsbild“ – so

40 Bourdieu (1993, 102f.).

41 Lepsius (1990a: 111). Zur erstaunlichen Persistenz des Deutungsmusters „Subsistenz“ in der bäuerlichen Bevölkerung der Schweiz siehe Schallberger (1996, 1999 und 2001).

Heinrich Popitz in der Einleitung zu dieser Studie – ermögliche es dem Einzelnen, sich reflexiv der eigenen Stellung in der Welt zu vergewissern. „Ähnlich wie wir unsere sinnlichen Anschauungen nicht jedesmal neu interpretieren, sondern uns auf ein feststehendes Interpretationsschema verlassen, dient uns auch ein mehr oder minder differenziertes Gesamtbild zur Interpretation und Bewertung unserer gesellschaftlichen Erfahrungen. Dieses Gesellschaftsbild muss zwar nicht ein für alle Mal festliegen, es muss auch nicht zu einer systematischen und reflektierten Konzeption werden, – aber es muss doch, um seine Funktion erfüllen zu können, den Charakter des Dauerhaften haben, eine gewisse Stimmigkeit einzelner Vorstellungen innerhalb eines Ganzen besitzen und jeweils ein ‚Mehr‘ gegenüber dem unmittelbar Erfahrenen enthalten.“⁴² Über ein solches Gesellschaftsbild verfügen, so Popitz, selbstverständlich auch Personen, die professionell mit der Produktion von Ideen nur wenig zu schaffen haben: „Ein beschränkter Mensch mag sich besonders törichte oder besonders vage Vorstellungen von den Leuten machen, die hinter den Bergen wohnen. Aber auch er weiß, dass hinter den Bergen etwas geschieht – ein Gelage der Götter oder eine Intrige der Reichen. Er weiß es deshalb, weil offenkundig Ereignisse auf ihn einwirken, die aus dem eigenen Erlebnisbereich nicht zureichend zu erklären sind. Damit befindet er sich prinzipiell in der gleichen Situation wie der durch gesellschaftliche Herrschaftsverhältnisse oder individuelle Intelligenz Privilegierte: Beide sind gezwungen, sich Vorstellungen von Ereignissen zu bilden, die ihr Tun und Lassen bestimmen, ohne stets die Möglichkeit zu haben, den Realitätsgehalt dieser Vorstellungen kontrollieren zu können.“⁴³

Die Ausführungen von Popitz stehen in einem bemerkenswerten Kontrast zur Konzeption des Bewusstseins des „Mannes von der Strasse“, wie sie ein Jahrzehnt nach Popitz von Berger und Luckmann skizziert wird. So meinen die beiden Autoren etwa: „Theoretische Gedanken, ‚Ideen‘, Weltanschauungen sind so wichtig nicht in der Gesellschaft. Obwohl auch diese Phänomene in die Gesellschaft hineingehören, sind sie doch nur ein Teil dessen, was ‚Wissen‘ ist. Nur ein begrenzter Teil von Leuten ist zum Theoretisieren berufen, zum Geschäft mit ‚Ideen‘ bestellt, zur Fabrikation von Weltanschauungen. (...) Die Bedeutung theoretischen Denkens in Gesellschaft und Geschichte allzu wichtig zu nehmen, ist ein begreiflicher Fehler der Theoretiker. Umso nötiger ist es, diesen intellektualistischen Irrtum zu korrigieren.“⁴⁴ Und noch etwas konkreter: „Ich bin intensiv interessiert an dem Bündel von Objekten, das mit meiner täglichen Beschäftigung zu tun hat – etwa der Welt der Werkstatt, wenn ich

42 Popitz (1957: 8f.).

43 Popitz (1957: 1).

44 Berger/Luckmann (1969: 16).

Automechaniker bin.“⁴⁵ Berger und Luckmann missverstehen schon auf einer ganz grundsätzlichen Ebene die Intention der Mannheimschen Wissenssoziologie. So meinen sie etwa, Mannheim habe sich „auf theoretischem Boden für erkenntnistheoretische und auf empirischem für geisteswissenschaftliche Fragen interessiert“.⁴⁶ Statt sich mit solch unwichtigen Dingen herumzuschlagen, müsse sich die Wissenssoziologie „zu allererst fragen, was ‚jedermann‘ in seinem alltäglichen, nicht- und vortheoretischen Leben ‚weiß‘. Allerweltswissen, nicht ‚Ideen‘ gebührt das Hauptinteresse der Wissenssoziologie, denn dieses Wissen eben bildet die Bedeutungs- und Sinnstruktur, ohne die es keine menschliche Gesellschaft gäbe“.⁴⁷ Damit wird schlicht ignoriert, dass die Mannheimsche Wissenssoziologie als ein Gegenprojekt zur traditionellen Geistes- und Ideengeschichte entworfen wurde, und dass sich Mannheims Rekonstruktionsmethodologie wie selbstverständlich – also ohne dass ein Paradigmenwechsel erforderlich wäre – nicht nur auf „theoretisches“ sondern auch auf „Alltagswissen“ anwenden lässt. Folgte man der von Mannheim skizzierten Programmatik,⁴⁸ wäre nämlich auch im Falle des Automechanikers noch zu fragen, in welcher Weise sein Denken an kollektive Traditionen der Weltanschauung oder an soziale Deutungsmuster andockt – seien diese nun nachweisbar mit seiner spezifischen Berufstätigkeit verbunden oder auch nicht. Mit der Ausblendung der Frage nach der historischen Tradierung kollektiver Sinnsysteme verbindet sich in Beiträgen zur sogenannten neueren Wissenssoziologie, die an Berger und Luckmann anschließt, nicht selten ein Relativismus, der im Extremfall den Ursprung partikularer Denk- und Wissensformen vollständig in das sie äußernde Subjekt hineinverlegt. Mit Mannheim lässt sich gegen diesen Relativismus wie folgt argumentieren: „Auch wo es für das erlebende Subjekt den Anschein hat, als kämen seine ‚Einsichten‘, ‚Intentionen‘ ‚einfallsmäßig‘, sprunghaft und nur aus ihm, so stammen sie dennoch aus einer auch in ihm lebendigen (aber ihm reflexiv nicht bewussten) kollektiven Grundintention. Eine der wichtigsten Aufgaben der Denksoziologie ist aber die, eben in diese – gleichsam hinter dem Rücken des Einzelnen sich abspielende (d.h. in die reflexive Bewusstheit nicht hineinragende) – Ebene der Kollektivintentionen vorzudringen und den tieferen Zusammenhang der in einem Zeitalter oder in einer Strömung zustandekommenden isolierten Einzelbeobachtungen herauszuarbeiten – zu rekonstruieren.“⁴⁹

45 Berger/Luckmann (1969: 25).

46 Berger/Luckmann (1969: 14).

47 Berger/Luckmann (1969: 16).

48 Vgl. etwa Mannheim (1959) und Mannheim (1964a).

49 Mannheim (1984: 68).

Zumindest ansatzweise soll in den beiden Fallstudien bestimmt werden, an welche kollektiven Deutungstraditionen die gesellschaftlichen Ordnungsvorstellungen anschließen, welche die einzelnen Fälle – implizit oder explizit – ihren zeitdiagnostischen Einschätzungen zugrunde legen.⁵⁰ Diese kollektiven Deutungstraditionen können etwa – im Sinne von Mannheim – den Charakter von „politischen Weltanschauungen“ oder – im Sinne von Oevermann – den Charakter von „sozialen Deutungsmustern“ besitzen. Mannheim erläutert in seiner für fallrekonstruktive Forschungen nach wie vor instruktiven Studie über den Konservatismus das von ihm verwendete Konzept der „Weltanschauung“ wie folgt: „Mit bestimmten weltanschaulichen Grundintentionen sind auch besondere Denkontentionen gegeben. Der Denkstil des Rationalismus ist ein völlig anderer als der der Romantik, und mit dem Aufbewahrtsein der verschiedenen weltanschaulichen Elemente bewahrt sich auch weitgehend die denkerische Eigenart und Axiomatik verschiedener Etappen auf. Der Denkstil und die Argumentationsart der Konservativen bleibt auch späterhin von der eines Liberalen oder Sozialisten verschieden. Die Beharrlichkeit ist selbstverständlich in den Denkformen viel gewaltiger als in den inhaltlichen Elementen des Denkens, so dass hier im Formalen eine gewisse Stetigkeit viel eher als beim Fluktuieren der Inhalte wahrnehmbar und verfolgbar ist.“⁵¹ „Soziale Deutungsmuster“ wiederum bestehen aus einem relativ kohärenten Gefüge von Interpretationsweisen, die sich bei der Deutung und Bewältigung relativ konkreter Problemstellungen dauerhaft bewährt haben, sich gegenüber ihrem Entstehungskontext indes auch verselbständigen können. Hierzu Oevermann: „Historisch weitreichende und einen gesellschaftlichen Entwicklungsstand wesentlich kennzeichnende Deutungsmuster, wie beispielsweise die protestantische Ethik oder die Ideologie der Leistungsgesellschaft, sind wahrscheinlich immer in Perioden schnellen strukturellen und krisenhaften Wandels entstanden, in denen die vorausgehenden Weltinterpretationen für jedermann spürbar ihre Relevanz und Deutungskraft verloren. Sind die alten Deutungsmuster in Krisenzeiten entscheidend modifiziert worden oder sind neue an ihre Stelle getreten, dann verselbständigen sie sich und lösen sich von ihrem strukturellen Ursprungskontext. Als solche eigenständigen kollektiven Bewusstseinsstrukturen steuern sie die Interpretation neuer Strukturprobleme, verändern sich dabei wahrscheinlich allmählich, bis ihre zentrale Konzeption in neuerlichen Strukturkrisen wiederum in Frage gestellt

50 Zu den Schwierigkeiten, die mit einem solchen Unterfangen verbunden sein können, siehe Honegger (2001). Der diesbezügliche Hinweis von Oevermann (2001: 71) fällt etwas knapp aus: „Am Schluss könnte man die so rekonstruierten Deutungsmuster auf historische Daten rückbeziehen, die für die Regionen auf ihrem höchsten Aggregierungsniveau gelten und Anhaltspunkte für die langfristige Genealogie der Deutungsmuster bieten.“

51 Mannheim (1984: 73f.).

werden.“⁵² In den zeitdiagnostischen Ausführungen der interviewten Familienmitglieder zeigen sich in der Generationenfolge insbesondere tiefgreifende Transformationen einer politischen „Weltanschauung“, die in der Schweiz traditionellerweise über eine hohe Deutungsmacht verfügt. Wenn in ihnen außerdem auf „soziale Deutungsmuster“ zurückgegriffen wird, gehen diese in ihrer Genese insbesondere auf Problemstellungen zurück, die in einem unmittelbaren Zusammenhang mit der sich historisch transformierenden Struktur des Bankengewerbes und der Uhrenindustrie in der Schweiz stehen – der beiden Wirtschaftsbranchen also, in denen die Fälle über den Beruf des Vaters verankert sind.⁵³

Die bisherigen Ausführungen können wie folgt zusammengefasst werden: In den beiden Fallstudien soll gezeigt werden, wie *erstens* sich innerhalb von Familien, die sowohl als Orte sozialisatorischer Interaktion also auch als Repräsentanten sozialmoralischer Milieus aufgefasst werden, je besondere individuelle Habitusformationen herausbilden, und wie *zweitens* diese Habitusformationen den Zugriff auf – im jeweiligen Milieu greifbare und in kollektiven Deutungstraditionen verankerte – Interpretationsschemata zur Deutung gesellschaftlicher Umbrüche strukturieren.

52 Oevermann (1973: 16). Zur Analyse sozialer Deutungsmuster siehe auch den Übersichtsartikel von Meuser/Sackmann (1992) sowie Matthiesen (1994), Honegger (1978), Oevermann (2001) und Dewe/Ferchhoff (1984).

53 Vgl. hierzu Kapitel 3.